Die deutsche Sprache - das "Gelobte Land"

Autor(en): **Röder, Siegfried**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1998)**

Heft 2

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422032

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die deutsche Sprache – das «Gelobte Land»

Friedrich der Grosse über die deutsche Sprache und Literatur

Von Siegfried Röder (†)

In seiner 1780 erschienenen, auf französisch (!) geschriebenen Abhandlung «Über die deutsche Literatur, die Mängel, die man ihr vorwerfen kann, welches ihre Ursachen sind und mit welchen Mitteln man sie beheben kann» beschäftigt sich Friedrich der Grosse als Literat nicht nur kritisch mit der deutschen Literatur, sondern auch mit dem Zustand der deutschen Sprache seiner Zeit.

Bevor er auf sein Thema eingeht, weist er auf die Antike hin, auf Griechenland, «die Wiege der schönen Künste». «Dieses Volk sprach die klangvollste Sprache, die es je gegeben hat. Seine ersten Theologen, seine ersten Historiker waren Dichter. Sie waren es, die ihrer Sprache glückliche Redewendungen vermachten, eine Fülle von bildhaften Ausdrücken schufen und ihre Nachfahren lehrten, wie man sich anmutig, höflich und schicklich ausdrückt.» An der Republik Rom lobt er die berühmten Redner, die der Sprache, dem guten Stil der Beredsamkeit zu Ehren verhalfen – allen voran Cicero.

Friedrich der Grosse geht von der Ansicht aus, dass ein Schriftsteller gar nicht gut schreiben könne, wenn die Sprache, in der er schreibt, noch nicht ausgeformt und geschliffen sei. Athen und Rom hätten es verstanden, die Sprache auf ein hohes Niveau zu stellen; wogegen man in Deutschland eine «halbbarbarische Sprache, die in viele Dialekte zerfällt», vorfinde. «Was man auf schwäbisch schreibt, ist in Hamburg unverständlich, und die Schreibweise in Österreich erscheint in Sachsen verworren.» Das sei alles eine «ungehobelte Sprache». Recht unzimperlich fällt er sein Urteil: «Ich vernehme ein Kauderwelsch, das aller Zierde entbehrt und das jeder nach Laune handhabt, wahllos gebrauchte Ausdrücke, die treffendsten und ausdrucksvollsten Wörter bleiben unbenutzt, und der Sinn der Sache wird in einem Schwall von Nebensächlichkeiten ertränkt.»

Entsprechend vergeblich sucht der schöngeistige Monarch nach einem deutschen Homer. Er vermisst die schöne Literatur im Deutschen, obwohl er Gellert und Gessner lobend erwähnt. Er beklagt, dass viele Autoren einen weitschweifenden und verschwommenen Stil pflegten; «sie häufen Parenthese auf Parenthese, und oft findet

man erst am Ende einer ganzen Seite das Verbum, von dem der Sinn des ganzes Satzes abhängt.»

Friedrich der Grosse führt dies zu einem wesentlichen Teil auf die mangelnde Schulbildung zurück. Die Schulbildung vernachlässige die gelehrten Sprachen und die «Zahl der vorhandenen guten und geschickten Lehrer» reiche nicht aus. «Umständlich, weitschweifig, langweilig und öde in ihrem Unterricht, ermüden sie ihre Schüler und flössen ihnen Ekel vor der Schule ein.» An den Universitäten vermisst er eine «allgemeine Methode für den wissenschaftlichen Unterricht; jeder Professor schafft sich seine eigene». Ein Rechtswissenschaftler bevorzuge bestimmte Rechtsgelehrte, deren Auffassungen er erläutere, ohne auf andere einzugehen; der Philosoph habe seine Lieblingslehrer, «seine Schüler verlassen sein Kolleg, den Kopf voller Vorurteile». Die Mathematik erscheint ihm als die einzige Wissenschaft, die nicht in Eigenbrötelei geführt habe. Gegenüber der Geschichte hegt er Zweifel; von Genealogie hält er gar nichts. Über die Theologie schweigt er sich vorsichtig aus.

Im Vergleich mit andern Sprachen erscheint ihm die deutsche Sprache «weitschweifig und verschwommen». Sie sei schwer zu handhaben, wenig klangvoll und ihr fehle zudem jene Fülle an Metaphern, die nötig sei, wenn es zu neuen Redewendungen und zu Anmut und Verfeinerung der Sprache kommen solle. Das Italienische dagegen sei von Schöpfergeist geprägt; in Frankreich seien erstaunliche Versdichtungen entstanden, und auch England habe seine Sprache vervollkommnet.

Zu solchen Leistungen müsse auch Deutschland fähig sein, neue Dichter und Redner müssten hervortreten, «um uns mit ihren Wortklängen zu berauschen». Die Griechen und Lateiner sollten dabei zum Vorbild dienen, von dem man sich freilich auch absetzen müsse: Während in Italien, England und Frankreich die Dichter in ihrer eigenen Sprache schrieben, habe man in Deutschland die eigene Sprache zu wenig gepflegt, indem man den «alten Rost behielt» und in der toten, lateinischen Sprache schrieb. Der König weist auf den geringen Gebrauch der deutschen Sprache an den meisten Höfen Deutschlands hin: «Unter der Regierung Kaiser Josefs sprach man in Wien nur italienisch; Spanisch überwog unter Karl VI., und während der Herrschaft Franz I., der ein geborener Lothringer war, war man an seinem Hof mit dem Französischen vertrauter als mit dem Deutschen; dasselbe gilt für die kurfürstlichen Höfe.»

Das könne sich ändern, meint Friedrich der Grosse, wenn die deutsche Sprache «verfeinert und vervollkommnet» sei. Im Geiste sieht er

bereits die Blütezeit der deutschen Sprache und Literatur kommen: «Ich künde sie Ihnen an, sie wird erscheinen; ich werde sie nicht mehr erleben, mein Alter nimmt mir die Hoffnung. Mir geht es wie Moses: Ich sehe von fern das Gelobte Land, aber ich werde es nicht mehr betreten.»

Hinzuzufügen bleibt noch, dass dieses «Gelobte Land» der deutschen Sprache und Literatur gar nicht so fern war, wie es dem preussischen König erschien. Zwar hinkte die deutsche Sprache und Literatur tatsächlich denen der andern europäischen Länder, die Friedrich der Grosse zum Vergleich heranzieht, hintendrein: Die Werke der französischen Klassiker, Corneille, Racine, Molière, wurden im 17. Jahrhundert geschrieben; die Engländer und Spanier hatten ihre Klassiker, Shakespeare bzw. Cervantes und Lope de Vega, Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts; Dantes «Divina Commedia» entstand gar schon im 14. Jahrhundert. Aber wenige Jahre vor der Publikation der königlichen Schrift «De la littérature allemande» über die Mängel der deutschen Sprache und Literatur hatte zum Beispiel Goethe bereits seinen Erfolgsroman «Die Leiden des jungen Werthers» (1774) veröffentlicht, und schon seit mehr als einem Jahrzehnt lagen Lessings berühmte «Briefe, die neueste Literatur betreffend» (1759-65) und seine Komödie «Minna von Barnhelm» (1767) vor – Werke, welche die deutsche Sprache und Literatur bereits auf eine Höhe brachten, die Friedrich des Grossen Mängelliste eigentlich gegenstandslos werden liess.